

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum
Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

Das stille Haus.

Roman von B. Kabel.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Matra fuhr ganz entsetzt empor. „Eine — Leiche?“ stotterte er. „Aber das ist doch undenkbar!“ „Wieso?“ meinte Schaper kühl, und fügte hinzu: „Doch ich will mich näher erklären. Überlegen Sie sich folgendes. — Als Sie vorgestern mit dem Hunde an der Leine heimkehren, begegnet Ihnen der famose Erwald Bidler, eine sehr interessante Persönlichkeit.“ — Schaper lächelte dabei vielsagend. „Bidler verläßt bald darauf das Haus und trifft in seiner alten Wohnung mit Heiderien zusammen, erzählt diesem von dem unbequemen vierbeinigen Gast, worauf Heiderien sofort den Entschluß faßt, die im Keller verborgene Leiche mit

Pulver vorzunehmen. Der Erfolg bleibt jedoch aus. Er sieht, daß der Hund, als Sie mit diesem auf dem Hofe erscheinen, von dem Kellerfenster nicht wegzubringen ist, mithin den Leichen-geruch dennoch bemerkt hat. In seiner Angst, das Tier könne ihn verraten, beschließt er, es zu vergiften, bestreicht ein Stück Leberwurst mit Strychnin und wirft es, kurz bevor Sie am heutigen Morgen den Hund auf den Hof führen, an eine Stelle hin, wo das Tier es finden muß, was auch wirklich geschieht. — Ist das logisch, gefolgert oder nicht?“

Matra neigte nur mechanisch den Kopf.

„Sehen Sie, Herr Doktor,“ fuhr Schaper fort, „wenn ein gewöhnlicher Hund und nicht gerade Pettor dieses seltsame Benehmen gezeigt hätte, dann wäre mir nie der Gedanke an eine dort unten vercharnte Leiche gekommen. Aber dieses edle Tier hat, wie mir Bornemann einmal erzählte, die vollendete Po-



Das gute Einvernehmen zwischen den deutschen Besatzungstruppen in Belgien und der einheimischen Bevölkerung:

Deutsche Matrosen während des Aufenthaltes in einem Lagersort an der belgisch-holländischen Grenze.
Nach der Schilderung eines Augenzeugen gezeichnet von Felix Schwormsädt.

Chlorkalk zu bestreuen, damit der Hund sie nicht wittern soll. Er besorgt sich den Chlorkalk dann im Norden Berlins, wo ihn niemand kennt, und fährt nach seiner Wohnung, um hier augenblicklich die Prozedur mit dem alle üblen Gerüche betäubenden

Leibdressur erhalten und würde, wenn sich im Keller nur eine Skape aufgehallen hätte, nie derartige, jedem Hundesinner höchst bedeutungsvolle Anzeichen einer besonderen Art von Erregung gegeben haben. Gerade das leise Winseln im Verein mit der

gesträubten Rüdenmähne spricht für vorhandenen Leichengeruch eines verwesenden menschlichen Körpers.“

Matra mußte dem Detektiv recht geben. „Aber wer mag denn nur dieser Tote sein?“ fragte er noch immer ganz fassungslos.

Schaper zog die Schultern hoch. „Das vermag ich heute noch nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Jedenfalls aber dürfte Heiderßen an dem Tode des Betreffenden nicht ganz unschuldig sein.“

„Ein Wort?“ Matra blieb das Wort fast in der Kehle stecken. „Wahrscheinlich“, entgegnete Schaper ernst. „Doch das wird sich schon herausstellen. Nun zu etwas anderem. — Könnten Sie nicht gelegentlich dem Baron von Barnbiel den Vorschlag machen, Herr Doktor, daß er zum Schein bei Heiderßen anfragt, ob dieser ihm die Edelsteinsammlung verkaufen wolle? — Dies brauchte ja nicht gleich zu sein, vielleicht nach einer Woche.“

Matra schaute den Detektiv forschend an. „Wozu dieses Kaufangebot? — Was beabsichtigen Sie damit?“

Schaper lächelte. „Wäre es denn nicht möglich, Herr Doktor, daß die Edelsteine in Heiderßen's Schrank einst dem Baron gehört haben?“ meinte er mit schlaudem Augenzwinkern.

Matra wußte nicht recht, ob er den Detektiv ernst nehmen sollte. „Aber ich bitte Sie, Herr Schaper“, sagte er ganz erregt, „dieser Gedanke ist doch geradezu — geradezu —“

„— unsinnig! — Sprechen Sie es nur ruhig aus“, erklärte der andere gelassen. „Scheinbar unsinnig“, fügte er hinzu. „Stellen Sie sich z. B. mal vor, daß Heiderßen die Barnbiel'schen Diamanten von dem Diebe billig gekauft, dann diejenigen Steine, die aus besonderen Gründen leicht zum Verräter werden konnten, irgendwo vorläufig verborgen, den Rest aber — umgeschliffen hat, so daß sie in ihrer neuen Form nicht mehr wiederzuerkennen sind. Wer will ihm dann als früherem Edelsteinhändler nachweisen, daß er unrechtmäßig in ihren Besitz gelangt ist?! — Niemand könnte auch nur diesen Verdacht äußern. Denn ein Edelstein, dem ein geschickter Schleifer ein anderes Aussehen gibt, ist, wie gesagt, ein völlig neues Ding.“

Matra wurde es ganz wirt im Kopf. „Und wie kamen Sie nun wieder auf diese Vermutung, Herr Schaper“, fragte er unsicher.

„Sehr einfach — weil Sie erwähnten, daß Heiderßen in seiner Werkstatt eine Drehbank stehen hat. Diese in eine Diamantenschleifbank umzugestalten, ist ein leichtes. An die Anfertigung mechanischen Spielzeugs glaube ich nicht. Das Flugapparatmodell wird er sich irgendwo gekauft haben. All das ist also Spielgelderei, um den eigentlichen Zweck seiner Werkstatt zu verheimlichen. Und, daß ich richtig vermute, dafür spricht ja auch der Umstand, daß der Alte Ihnen verboten hat, ihn jemals zu stören und daß Sie Wünsche und Anfragen stets schriftlich an ihn richten sollten. Er wollte eben vor einer Überraschung durch Sie sicher sein.“

Matra schaute den Detektiv jetzt mit ganz anderen Augen an. Vornemann hatte recht: Schaper besaß wirklich Talent für seinen Beruf. Denn all das, was dieser ihm eben so klar und überzeugend entwickelt hatte, bewies einen scharfen, überlegenen Geist.

Der Detektiv hatte inzwischen seine Notizen eingesehen. „Noch etwas, Herr Doktor“, begann er wieder. „Als Heiderßen erwähnte, daß er eine Perücke trage, hatten Sie da den Eindruck, als ob diese Bemerkung absichtlich gemacht wurde?“

Der Schriftsteller dachte einen Augenblick nach. „Nein, meinem Gefühl nach geschah die Erwähnung des falschen Haar Schmuckes ohne jeden besonderen Zweck. Sie ergab sich zwanglos aus unserem Gespräch.“

Schaper schien anderer Ansicht zu sein. „Auffällig bleibt dieses Zugeständnis immer“, meinte er nachdenklich, „denn gern gibt niemand zu, daß er falsche Haare hat. Ich wittere hier ebenfalls eine besondere Absicht, vermag nur noch nicht zu sagen, worauf dieselbe hinausläuft. Nun — noch acht Tage, dann werden wir wohl so weit sein, auch hierfür eine Erklärung liefern zu können.“

Doch vergeblich versuchte der Schriftsteller jetzt von Schaper näheren Aufschluß über dessen Beurteilung der geheimnisvollen Geschichte zu erlangen. Der Detektiv lehnte jede weitere Auskunft höflich, aber entschieden ab.

„Ich gebe zu“, sagte er offen, „daß ich den Faden gefunden zu haben glaube, mit dessen Hilfe man in dieses Labyrinth von Rätseln eindringen kann. Doch vorläufig bleibt für mich noch so viel Unzures, daß ich womöglich auch eine andere Lösung entdecke. In dem Moment, wo ich meiner Sache sicher bin, Herr Doktor, weise ich Sie natürlich in alles ein. Bis dahin halten Sie nur wie bisher Augen und Ohren offen und — vergessen Sie nicht, den Baron zu verständigen. Tellen Sie mir dann mit, wie dieser sich zu meinem Vorschlage stellt. Hierauf gebe ich Ihnen weitere Anweisungen.“

Matra merkte, daß der Detektiv die Unterredung beendet sehen wollte, und erhob sich daher. An der Tür fiel ihm jedoch

noch etwas ein. „Wo mag Ewald Bidler eigentlich fiedeln?“ fragte er gespannt. „Hat Ihr Gehilfe ihn inzwischen gesehen oder ist dieser seltsame Freund Heiderßen's wirklich vertrieben?“

Wieder lächelte Schaper so eigentümlich. „Bidler befindet sich stets in nächster Nähe seines Berufskollegen Heiderßen — stets“, entgegnete er, einzelne Worte besonders hervorhebend.

Matra gab sich mit dieser Antwort zufrieden, obwohl er deren tiefere Bedeutung gar nicht verstanden hatte, und verabschiedete sich nunmehr.

10.

Nachdem der Schriftsteller in seiner Stammkneipe zu Mittag gegessen hatte, holte er sich zunächst bei dem Tierarzt über des Hundes Befinden Bescheid, der zu seiner aufrichtigen Freude sehr günstig lautete. Hektor hatte sich inzwischen so weit wieder gekräftigt, daß er Matra schon mit leisem Schwanzwedeln von seinem Krankenlager aus begrüßte und ihm dankbar die Hand leckte. Beruhigt fuhr der Doktor hierauf nach seiner Wohnung, um noch ein kurzes Nachmittagschläschen zu halten, bevor er sich zu dem Besuche bei Barnbiel's rüstete. Als er seine Zimmertür öffnete, bemerkte er in dem kleinen Briefkasten einen Zettel, der ein Stück aus dem Einwurfsapalt herausragte. — Heiderßen schrieb, schon sehr vertraulich, folgendes:

„Lieber Doktor!

Ich unsterblicher Mensch bin schon wieder unterwegs nach Halle, da ich dort abermals zu tun habe. Wachen Sie in meiner Abwesenheit gut über unserm Heim. — Wie geht es dem Hunde? Mir tut das arme Tier sehr leid. Es war ein trauriger Anblick, als Sie unseren Wächter in das Auto trugen. Mir ist es ganz unbegreiflich, was ihm zugestoßen sein kann. — Noch eins. Fragen Sie doch mal gelegentlich bei Baron von Barnbiel an, ob er nicht meine Karitäten-Sammlung — Sie verstehen, was ich meine! — kaufen will. Ich möchte sie gern loschlagen, wenn ich nur einen einigermaßen annehmbaren Preis erhalte. Nach meiner Rückkehr, die jedoch nicht vor fünf bis sechs Tagen zu erwarten ist, können Sie mir dann ja mitteilen, wie der Baron sich zu dem Geschäft stellt. Der äußerste Preis wäre dreihundertfünfzigtausend Mark. Das ist die Sammlung unbefeh. n wert. — Zum Schluß noch eine Sache, die ich ganz distret zu behandeln bitte. Ich weiß nicht, wie mir die Gedanken angeslogen sind — vielleicht infolge unserer geistigen Unterredung über den Diebstahl bei dem Baron —, aber ich habe plötzlich einen unbestimmten Argwohn gegen Ewald Bidler gefaßt, den ich, wie ich Ihnen schon sagte, nur ganz oberflächlich kenne. Freilich vermag ich diesen Verdacht, der neue Einwohner könne es auf meine „Karitäten“ abgesehen haben, durch nichts zu begründen. Trotzdem läßt sich dieses Gefühl des Mißtrauens nicht abschütteln. Darum richte ich nochmals die Bitte an Sie: Wachen Sie über unserm Hause und — denken Sie an die Marmelade! Am Tage dürfte ja nichts passieren, aber — die Nacht ist meines Menschen Freund, heißt es schon bei irgendeinem Dichter. — Nun leben Sie wohl! Bestens grüßend Ihr Thomas van Heiderßen.“

Matra, der den geschickt zusammengelegten und mehrfach versiegelten Zettel am Fenster seines Zimmers gelesen hatte, ließ die Hand sinken und starrte mit leerem Blick auf die Straße hinaus. In seinem Hirn wogte ein Chaos ungestörter Gedanken.

Was in aller Welt sollte denn nur wieder diese Benachrichtigung?! Welchen Zweck verfolgte Heiderßen damit, daß er jetzt plötzlich gegen Ewald Bidler so unklare Verdächtigungen aussprach?! Und — mußte der Detektiv nicht doch mit seinen Vermutungen daneben getroffen haben, wenigstens soweit diese sich auf die Herkunft der Heiderßen'schen Edelsteine bezogen?! Denn — nie und nimmer hätte der Diamantenhändler es gewagt, dem Bestohlenen das geraubte Gut anzubieten, mochte dies auch noch so verändert worden sein — nie und nimmer! Das wäre mehr als Leichtsinns gewesen, das hieße tatsächlich die Vergeltung herausfordern. Und dazu war der Alte viel zu vorsichtig, viel zu schlau! — Nein, die Juwelen Heiderßen's konnten nie und nimmer mit denen des Barons identisch sein. Das war hiernach vollkommen ausgeschlossen. —

Matra wurde bei Barnbiel's herzlich wie immer empfangen und vergaß im Kreise dieser selten sympathischen Menschen bald all die Aufregungen, die der Tag ihm gebracht hatte. Nach dem Abendessen, als Heinz Barnbiel sich auf sein Zimmer begeben hatte, begann dann der Baron seinen jungen Freund nach dem weiteren Verlauf dieser merkwürdigen Geschichte, die mit jener so vorteilhaft scheinenden Wohnungsanzeige begonnen hatte, auszufragen. Auch Ma verriet für diese Angelegenheit ein besonderes Interesse, freilich aus anderen Gründen wie ihr Vater. Bei ihr sprach lediglich die Sorge um das Wohl des Jugendbekannten mit, und diese Sorge verriet sie durch manchen Satz, den sie in die Unterhaltung der beiden Herren einstreute.

Nachdem Matra sich vergewissert hatte, daß sie in dem behaglichen Balkonzimmer, einem orientalistisch eingerichteten Raum, nicht belauscht werden konnten, erzählte er den beiden im Zusammenhang die Erlebnisse der letzten Tage, die in ihrer Mannigfaltigkeit so schwerwiegende Schlussfolgerungen zuließen.

Der Baron war sehr nachdenklich geworden, besonders als Matra berichtete, welche Vermutungen der Detektiv hinsichtlich der Herkunft der Heiderjenschen Juwelen-Sammlung geäußert hatte, und dann auch den Inhalt des heute von Heiderjen empfangenen Schreibens mitteilte.

Herr von Barnbiel schüttelte zweifelnd den Kopf, als der junge Schriftsteller ihn nimmermehr fragend anblickte, als wolle er von ihm ebenfalls eine Ansicht über diesen Punkt hören. „Der Detektiv befindet sich fraglos im Irrtum“, meinte er ernst. „Das Richtige haben Sie getroffen, Herr Doktor: so leichtsinnig würde der Mann nie sein, mir die gestohlenen Steine jetzt zum Kauf anzubieten, obwohl ich zugebe, daß ein geschickter Diamantenschleifer Form und Aussehen von Brillanten vollkommen zu verändern vermag. Jedenfalls werde ich mir aber die Sammlung dieses Heiderjens einmal ansehen. Vielleicht erwerbe sich sie wirklich.“

Matra war inzwischen ein anderer Gedanke gekommen.

„Würden Sie mir vielleicht einige Fragen beantworten, Herr Baron, die Ihren ehemaligen Diener Harprecht betreffen?“ wandte er sich an den alten Herrn.

„Aber gewiß — gern.“

„Haben Sie Harprecht jeinerzeit auf Empfehlung eines Bekannten in Ihre Dienste genommen? Und — welchen Eindruck machte der Mann auf Sie, wie lebte er, mit wem stand er in Briefwechsel und verkehrte er?“

Der Baron lächelte verständnisvoll. „Scheinbar wollen Sie sich jetzt auch für etwas als Detektiv betätigen, lieber Doktor?“

„Nun, ich will Ihnen helfen, soweit ich vermag. — Harprecht meldete sich gleich am nächsten Tage bei mir, nachdem ich meinen bisherigen Diener, der sich ein kleines Dauergrundstück bei Budow gekauft hatte und heiraten wollte, entlassen hatte. Da seine Zeugnisse recht gut waren und er auch ein sehr bescheidenes Auftreten besaß, stellte ich ihn ein, ohne weitere Erkundigungen über ihn einzuziehen. Seine Führung war tadellos. Auffallend erschien mir, daß er über eine für einen herrschaftlichen Diener geradezu verblüffende allgemeine Bildung verfügte. Ob er nach auswärtigen Briefen wechselte, weiß ich nicht. Besuch empfing er nie. Seine freien Nachmittage benutzte er zu kleinen Streifen durch Berlin, wenigstens erzählte er mir des öfteren von seinen Fußtouren durch die verschiedenen Stadtteile und Vororte. Den Alkohol — um auch das zu erwähnen — liebte er nicht. Seine einzige Leidenschaft war eine gute Zigarre. Doch nie hat er es gewagt, wie dies die meisten Diener zu tun pflegen, sich aus meiner Kiste zu versehen. Mit einem Wort: er schien ein Musterexemplar seiner Gattung zu sein, und ich schenkte ihm — leider — bald mein volles Vertrauen. Jetzt weiß ich, daß er nichts war wie ein abgefeimter Heuchler, der sich, noch bevor er die Stellung bei mir antrat, ein genaues Programm gemacht hatte, um in jeder Beziehung den ehrenhaften Menschen zu spielen. Unsere Kriminalpolizei hat ja auch festgestellt, daß seine sämtlichen Papiere gefälscht gewesen sein müssen. Kurz, ich habe damals einen ganz gefährlichen Burschen in mein Haus aufgenommen.“

Der Baron kramte plötzlich grübelnd die Stirn.

„Halt — soeben fällt mir ja ein: ein Lebenszeichen hat dieser Harprecht bei seiner Flucht außer seinen Kleidern und seiner Wäsche doch noch zurückgelassen, einen halbverbrannten Brief, den die Kriminalbeamten bei der Durchsuchung des Dienersimmers in dem Schlafsaal des eisernen Ofens fanden und der mir später wieder als bedeutungslos nebst den übrigen beschlagnahmten Sachen Harprechts ausgehändigt wurde. Den Brief habe ich mir aufgehoben — weshalb, weiß ich eigentlich nicht. — Hier, Ja, sind die Schlüssel zu meinem Schreibtisch. In der rechten unteren Schublade des Aufzuges muß er liegen.“

Sehr bald lehrte das junge Mädchen mit einem zur Hälfte verbrannten, eng beschriebenen Briefbogen zurück und reichte diesen dem Schriftsteller hin, der nun interessiert die noch vorhandenen Sätze überflog. Offenbar hatte Harprecht diese Zeilen selbst geschrieben, die nichts weiter als für Matra recht gleichgültige Bemerkungen über den Dienst bei dem Baron, die Lage von dessen Villa und Ähnliches enthielten. Erst als der Schriftsteller dann bis an den Schluß gelangt war, der nur noch am letzten Seitenrande Platz gefunden hatte, zudte er überrascht zusammen. Denn dort standen, allerdings sehr undeutlich, zwei Silben, die einer, der den Namen Bidler kannte, unschwer als „idler“ entziffern konnte. Das „P“ dieses Wortes war den Flammen mit zum Opfer gefallen.

Auch der Baron, dem Matra jetzt seine Entdeckung zeigte, las aus den zwei Silben dasselbe, eben „idler“, heraus.

„Der Brief ist fraglos von großer Wichtigkeit“, meinte Matra ganz aufgeregt. „Am liebsten würde ich noch heute zu Schaper fahren und ihm das Schreiben übergeben. Denn hier ist jetzt endlich eine Spur gefunden, die aus Ihrem Hause, Herr Baron, zu den beiden merkwürdigen Freunden führt. — Sollte der Detektiv doch recht haben und Heiderjen bei dem Diebstahl Ihrer Sammlung beteiligt gewesen sein?“ fügte er sinnend hinzu.

Auch Herr von Barnbiel hatte dieser wertvollen Feststellung gegenüber seine gewohnte Ruhe verloren. Der Gedanke, seine Schätze vielleicht doch noch zurückzuerlangen, elektrisierte ihn förmlich. Mit jugendlicher Lebendigkeit begann er mit Matra den ganzen Fall Heiderjens von Anfang an nochmals durchzusprechen, um womöglich noch weitere Anhaltspunkte zu finden, die den gegen den Diamantenhändler aufgetauchten Verdacht verstärken konnten.

Doch so eingehend die beiden Herren auch jede Einzelheit nach allen Seiten hin beleuchteten — ihre Mühe war umsonst.

„Nun, immerhin ist heute ein Hoffnungsstrahl aufgetaucht, ganz geeignet, unseren Eifer anzuspornen“, meinte der Baron dann beim Abschied. „Bestellen Sie dem Detektiv, lieber Doktor, daß ihm runde zwanzigtausend Mark als Belohnung winken, wenn er mir wieder zu meinem Eigentum verhilft.“

Die Baronesse konnte sich jetzt nicht enthalten, mit leisem Borwurf zu erklären: „Pa, — du solltest Herrn Doktor Matra lieber die allergrößte Vorsicht anempfehlen, anstatt ihn noch darin zu bestärken, sich mit Dingen abzugeben, die sicherlich ihre recht gefährliche Seite haben. Ich an Ihrer Stelle, Herr Doktor, würde verreisen und dem Detektiv das unheimliche Zimmer für einige Zeit unter irgendeinem Vorwand abtreten. Dieses Herrn Verus ist es ja, seine Haut im Interesse anderer zu Martie zu tragen.“

Der Baron lächelte eigentümlich vor sich hin.

„Kind“, sagte er, ihr beruhigend über das volle Haar streichend, „unsern Freunde Bert wird schon nichts passieren. Heiderjen hat keinerlei Grund, ihm, mag er auch Zwede verfolgen, die uns noch unbekannt sind, ein Leid zuzufügen. Im Gegenteil: ich bin ebenso wie Schaper fest überzeugt, daß der Diamantenhändler den Doktor sogar notwendig für seine Pläne braucht.“

Doch Ja gab sich so schnell nicht zufrieden. „Besitzen Sie wenigstens eine Waffe, Herr Doktor?“ fragte sie eifrig. „Und — schließen Sie auch nachts immer Ihre Türe ab? — Ich bin gewiß nicht ängstlich, aber in dem Hause könnte ich kein Auge zutun.“

Der Schriftsteller erwiderte der Wahrheit gemäß, daß der geladene Revolver in der Nachttischschublade hege und der Miegel stets vorgeschoben sei. Und wie er ihr das mit einer Stimme und Worten erklärte, durch die so deutlich die Freude hindurchklang, weil sie sich so besorgt um ihn zeigte, begegneten sich ihre Blicke und hielten sich lange, lange fest.

Wieder lächelte Herr von Barnbiel, wandte sich ab und machte sich an dem Nachttischen etwas zu schaffen.

Gegen elf Uhr langte Matra, der zur Rückfahrt die Elektrische benutzt hatte, in der Philippstraße an. Aber je mehr er sich dem Heiderjenschen Hause näherte, desto zögernder wurden seine Schritte. Das Bewußtsein, diese Nacht allein ohne den treuen Wächter, des krank bei dem Tierarzte lag, in seinem Zimmer zu bringen, erzeugte in ihm auch jetzt wieder ein Gefühl des Unbehagens, das sehr nahe verwandt mit ängstlicher Scheu war.

Langsam öffnete er die Gartentür, langsam trat er in den Vorgarten ein, indem er prüfend die dunklen Fenster des Hauses überflog. Mit einem Male fuhr er erschreckt zusammen. Eine Gestalt kam von der Haustür auf ihn zu.

Es war Ewald Bidler, genau so gekleidet wie in jener Nacht, in der Matra zum erstenmal seine Bekanntschaft gemacht hatte.

Guten Abend, Herr Doktor“, krächzte Bidler schon von weitem. „Ein Glück, daß Sie so solide sind und schon jetzt heimkehren. Ich habe nämlich meinen Hausschlüssel verloren und kann nun nicht hinein. Eine halbe Stunde warte ich hier schon. Ein Pförtner fehlt uns, ein Pförtner!“

Matra hatte die wieder mit einem Wollhandschuh beklebte Hand, die sich ihm zum Gruß entgegenstreckte, zunächst übersehen wollen. Doch er überwand sich und tat sogar höchst erfreut, dem „lieben Hausgenossen“ behilflich sein zu können.

Der dicke Herr mit dem Pausbackengesicht und der grauen Brille vor den Augen verschwand dann hinter seiner Vorplatttür nachdem er dem Schriftsteller mit vielen überflüssigen Worten gute Nacht gewünscht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Höchste.

Skizze von Ilse-Dore Tanner. (Nachdruck verboten.)

Ein zauberisch schöner Frühlingstag war es gewesen, der Herr Hartwigs Glück gegründet hatte. Er hatte auf seinem Lieblingsplatz auf der Waldanhöhe gesessen und die letzten Pinselstrich an seinem Bild gemacht, und während seine Blide abwich-

selbst vergleichend auf der Leinwand und der Aussicht vor ihm ruhten, da war zum erstenmal so recht eigentlich die Gewißheit über ihn gekommen, daß er wirklich ein Künstler sei — nicht nur berufen, sondern auch auserlesen, Gottes schöne Welt in Schönheit nachzubilden. — Sein Bildchen hatte den ganzen Zauber, den ganzen zarten Duft und Hauch der frühlingsfeli gen Landschaft vor ihm; noch nie war ihm etwas so gut gelungen wie dieses Stückchen Heimaterde, und ein tiefes Gefühl des Glückes überkam ihn. Der äußere Erfolg würde, mußte nun auch kommen. Der Vater würde sich ganz ausöhnen mit seiner Berufswahl und —

Ja, und da war diese gekommen, zu der seine Gedanken eilen wollten, die für unauflöslich verknüpft war mit der Hoffnung auf Glück und Heimatfrieden: Elisabeth!

Langsam kam sie den schmalen Wiesenpfad entlang, und der Frühlingswind wehte das lichtblaue Kleid um die schlanke Gestalt. Den Hut trug sie in der Hand und ließ die Sonne glitzerndes Gold über ihr blondes Haar streuen, und als sie an dem Fuße der Anhöhe war, ging ein freundiges Lächeln über das liebe Gesicht, und sie winkte ihm mit der Hand einen Willkommengruß. Eilig stieg sie jetzt hinauf, und die Hand leicht auf seine Schulter legend, trat sie hinter ihn und sah schweigend auf sein Werk.

„Das ist wunder-, wunder-schön, Gert,“ sagte sie dann nach einer Weile leise, ergriffen, „und wenn ich je daran gezweifelt hätte, so wüßte ich es jetzt, daß du ein großer Künstler bist.“

Er griff nach ihrer Hand und zog sie sanft neben sich auf die Bank. „Du bist die einzige, Elisabeth, die immer an mich geglaubt hat, trotz aller Mißerfolge; und das hat mich aufrecht erhalten und mich immer wieder angepornt; ich verdanke dir so viel, mehr als ich sagen kann. — Und nun, Elisabeth, fast ist's mir, als brauchte ich dich gar nicht mehr zu fragen, als sei es gar nicht anders möglich, als daß du mich eben-so liebhaft wie ich dich nicht nur als Jugendgespieler und Freund, sondern mit echter, rechter Liebe, wie sie sein soll zwischen Mann und Weib, die sich für immer angehören wollen. Ist es so, Elisabeth?“

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und brühte leise seine

Hand, die die ihre umspannte: „Lieber, dummer Gert, natürlich ist es so, und natürlich brauchst du gar nicht erst zu fragen — wir beide gehören doch zusammen von Anfang an und für alle Ewigkeit“, sagte sie mit ihrem lieben Lächeln und hatte doch Tränen in den Augen.

Und jener Frühlingsstag hatte noch mehr des Glückes gebracht. Gerts Vater, der in hartem Ringen um die Erträge der kleinen erbten Scholle wenig Zeit gehabt, sich Verständnis und Wissen über schöne Künste zu verschaffen, die er brotlos nannte, und der daher des Sohnes Künstlerberuf als ein Unglück empfand, war durch sein Frühlingswerk, das die Heimat im Brautgewand so wunderbar wirklich wiedergab, so ergriffen worden, daß er zum ersten Male sagte: „Jetzt glaube ich, daß du etwas kannst, Junge, und ich fange wieder an, mich über dich zu freuen.“

Und zur Freude hatte er noch mehr Grund an diesem Tage, als Gert ihm dann des Pastorfrendes Tochter, die er schon immer geliebt wie ein eigenes Kind, und die seiner verstorbenen Frau Patenkind gewesen, als seine Braut zuführte.

Sie hatten es eigentlich alle erwartet, und doch war es wie eine unerhoffte große Freude, als Gerts Bild sehr schnell und günstig verkauft wurde. — Ein Bild Elisabeths, wie sie durch die blühenden Wiesen schritt, erregte allgemeine Aufmerksamkeit in der Kunstausstellung, wurde von den Kunstkritikern lobend erwähnt und ebenfalls bald verkauft. Als dann im Frühlung 1914 sein auf die

Ausstellung gesandtes Bild „Kinder, Kränze windend“ einen Preis erhielt und vom Staate angekauft wurde, schien sein Ruf als Maler fest

gegründet. Hand in Hand mit Elisabeth machte er nun Zukunftspläne, die in ihrer baldigen Vereinigung gipfelten, denn ein sehr ansehnlicher Grundstod für das zukünftige Heim war gelegt.

Schließlich aber war es bestimmt: im Herbst sollte die Hochzeit sein — und dann trat der Krieg mit Allgewalt in ihr Leben und wischte mit rauher Hand die Zukunftspläne aus.

Gert, der sein Militärfahr

sich hatte, mußte schon in den ersten Mobilmachungsstagen hinaus, nur für ein paar Stunden war er von Berlin zum Ab-



Grenzwacht im Süden: Tiroler Landesschütze auf Posten im Gebirge. Phot. Wilh. Müller.



Inneres eines Beton- und Wellblechunterstands auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Phot. Max Wipperling.



Eine deutsche Stellung in den Argonnen.

schiednehmen in sein Heimatdorf gekommen. — Elisabeth weinte und klagte nicht, das war nicht ihre Art. Fest hatte sie die Arme um des Verlobten Hals geschlungen und sah ihm noch einmal tief in die strahlenden Künstleraugen: „Komm mir wieder, mein Gert,“ sagte sie leise mit bebenden Lippen, „und denke immer an das, was ich dir an unserem Verlobungstage sagte: wir gehören zusammen für alle Ewigkeit — ganz gleich, wie es auch immer kommen mag!“

Gert hatte sie verstanden, und doch fragte er: „Auch wenn ich als Krüppel heimkomme, auch wenn man mir — den rechten Arm nimmt — auch wenn“ — er sprach das Schrecklichste nicht aus.

Elisabeth wurde blaß: „Auch dann — dann erst recht — immer bleibe ich dein“ — da fanden ihre Lippen sich im letzten innigen Kuß. Und das Furchtbarste, das so unwahrscheinlich grausam war, daß Elisabeth nicht einmal daran zu denken gewagt, trat ein: Gert verlor durch eine Schußverletzung das Licht beider Augen.

Sie hatten daheim wochenlang keine Nachricht von ihm gehabt und ihre Tage in Angst und Sorge verbracht, und dann bekam der Vater einen Feldpostbrief in ihm fremder Frauenschrift, den er mit zitternden

gefunden. Es hatte ihrer ganzen Selbstbeherrschung bedurft, um nicht laut aufzuschluchzen. Er hatte keine freudige Bewegung gezeigt bei ihrem Kommen; wie in grenzenloser Qual hatte er die Lippen zusammengepreßt und dann den Kopf beiseite gedreht. Und nun hielt sie seine abgezehrte kalte Hand mit zärtlichem Druck zwischen ihren lebenswarmen und schmiegte den Kopf an seine Schulter, wie einst vor langer — ach, so unendlich langer Zeit, daß er ihre feinen, seidenweichen Haare an der Wange spürte.

„Nie, nie gebe ich dich frei, Gert, du weißt doch, daß wir zusammengehören, ich will kein Leben ohne dich! Wir sind ge-

zungen öffnete. — Eine Schwester des Feldlazarets in Ch. schrieb ihm, daß sein Sohn seit einigen Wochen dort schwer verwundet läge — Lebensgefahr bestände nicht mehr, aber er würde niemals mehr sehen können! Er hatte nicht gewünscht, daß man die Seinen benachrichtige. Erst jetzt hatte er die Schwester darum gebeten, aber ausdrücklich sollte sie schreiben: er wünsche nicht, daß jemand der Seinen käme, und seiner Braut gäbe er selbstverständlich ihr Wort zurück. Aber sie wollte doch aus sich selbst heraus raten, nach einiger Zeit, nicht gleich, jemand zu schicken, der ihm recht nahe stünde, denn seine Teilnahmslosigkeit, seine stumme Verzweiflung sei beängstigend, und es wäre wohl besser, er käme bald in die Heimat, unter liebe Menschen.

Und dann saß eines Tags Elisabeth neben dem Rollstuhl des Verlobten, den sie kraftstrotzend und lebensvoll zuletzt gesehen, und den sie bleich und blutleer mit geschlossenen Augen und seltsam starrem Gesicht wieder-



Wachen zur Beobachtung von Fliegern auf den Höhen des Schwarzwaldes.

Im Hintergrund die Scheinwerfer von Straßburg. — Nach einer Originalzeichnung von Curt Plebs.

kommen, dich heimzuholen, Gert, und dich gesund zu pflegen — dein Vater wartet draußen.“

„Gesund!“ Er presste es höhnisch zwischen den Zähnen hervor. „Sprecht nicht davon, nicht von der Zukunft, laßt mich in Ruhe.“ Es klang wie ein Aufschrei.

Und sie ließen ihn in Ruhe, sie sprachen nicht mit ihm von seinem Unglück, sie fragten ihn nicht, sie trösteten ihn nicht, aber sie brachten ihn, der alles willenlos mit sich geschehen ließ, in die Heimat, und mit unermüdlicher Liebe und Sorgfalt umgaben sie ihn. Die alte, treue Wirtschafterin daheim bereitete alle seine Lieblingsgerichte, keine Federeien, die der einfache Haushalt sonst nicht gekannt, wurden für ihn besorgt, um seinen Appetit und damit seinen Körperkräften aufzuhelfen. Mit ihrer lieben, sanften Stimme las Elsbeth ihm vor, sang ihm die alten Lieder, die er früher so gern gehört, der Pastor, ihr Vater, kam täglich, um in seiner wohlthuenden, gemüthlichen Weise mit ihm zu plaudern, aber Gert blieb gleichgültig und müde, so, als sei etwas in ihm zerbrochen. Elsbeth hatte heimlich Abungstafeln für Blindenschrift für ihn kommen lassen, aber heftig stieß er sie beiseite: „Laß das!“ sagte er rauh.

Und es wurde wieder Frühling in der Heimat. Gerts Lehnstuhl wurde vor das Haus unter die alte Kastanie gestellt, die schon große Knospen hatte. Und da saß er nun, Stunde auf Stunde, viel allein — denn sie merkten, daß ihm das lieb war — aber auch oft mit Elsbeth zur Seite, und der Vater, dessen hohe Gestalt das Unglück seines Sohnes gebeugt hatte und dessen Haar silberweiß geworden, strich ab und zu im Vorübergehen in rührend unbeholfener Zärtlichkeit mit der groben Hand über das Haar des Blinden. Die linde Frühlingsluft umspielte ihn, die Vögel zwitscherten, und der Wind wehte ihm ab und zu eine Welle Weiden- dust zu. Es war Elsbeth, die jeden Zug im Gesicht des Verlorenen kannte, als läme in diesen Frühlings Tagen etwas wie Ruhe und Frieden über ihn, als verlöre sein Antlitz allmählich den zerquälten, verzweifelden Ausdruck, der die Seinen so maßlos peinigte, seine Gestalt straffte sich und seine Wangen bekamen Farbe.

Und eines Tages — in atemloser Spannung an die Schulter des Schwiegervaters gelehnt, beobachtete es Elsbeth vom Fenster aus — griff Gert nach dem Stock, der neben seinem Stuhl lehnte, und ging allein mit Schritten, die allmählich sicherer wurden, den großen Mittelweg des Gartens herunter. Ab und zu blieb er stehen, griff in die Zweige eines Baumes und betastete vorsichtig die Knospen, die jungen, grünen Blättchen, und einmal bückte er sich und sie sah deutlich mit ihren scharfen Augen, daß er ein paar Weiden in den Fingern hielt, die er dann nahe an sein Gesicht führte.

Er sprach nicht mit ihr über seinen Spaziergang, aber als er nachher wieder in seinem Stuhl saß und Elsbeth neben ihm trat, legte er ihr die Weiden in die Hand: „Die habe ich für dich gepflückt.“

Sie konnte nicht ein Wort hervorbringen, die Kehle war ihr wie zugeschnürt, aber sie nahm seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn auf den Mund — zum erstenmal seit jenem Abschied damals.

„Dich nicht mehr sehen zu können, Elsbeth!“ — presste er hervor.

Sie lehnte ihre Wange gegen die seine: „Dann merkst du nicht, wenn ich alt und häßlich werde, mein Gert, ich stehe nun immer so vor deinem Auge wie damals, als wir voneinander Abschied nahmen“, flüsterte sie an seinem Ohr.

Er sagte nichts, nur ein tiefer Seufzer kam aus seiner Brust.

Und der Frühling schritt weiter durch die Lande, es blühte und duftete überall, und die Obstbäume im alten Garten schüttelten ihren Blütenstaub über den Blinden, wenn er ihre Zweige zu sich herunterzog. Und an einem besonders schönen Tage wagte es Elsbeth, ihn zu einem Spaziergang nach ihrem Lieblingsplatz am Waldband aufzufordern, und er willigte ein.

Sie gingen Arm in Arm auf dem schmalen Wiesenpfad dem Waldband zu, wie so oft in früherer, glücklicherer Zeit, nur daß Gert es nun war, der sich auf Elsbeth stützte. Er atmete in vollen Zügen die warme, weiche Frühlingsluft ein, den süßen Duft der Maiblumen, den der linde Wind aus dem Walde über die Wiesen trug. Und zum erstenmal kam ihm ein Gefühl, fast des Glückes, daß er lebte, daß die Geliebte neben ihm schritt, ihre zarten Finger mit zärtlichem Druck seine Hand umfassen hielten — zum erstenmal schwieg Bitterkeit und Verzweiflung in seinem Herzen. Er fühlte, daß der Weg weicher, moosiger wurde.

„Nun muß gleich die Bank kommen“, sagte er, und da führte Elsbeth ihn auch schon die wenigen Schritte in die Höhe, und es hätte ihres leisen Druders nicht bedurft, daß er sich auf den alten Lieblingsplatz niederließ mit derselben Sicherheit, als habe er noch sein Augenlicht. Sie saßen Hand in Hand, er gleichsam nach innen sehend, während über Elsbeths Augen, die auf der Herrlichkeit vor ihnen ruhten, ein Tränenschleier lag.

„Wart einen Augenblick“, sagte sie und verließ ihn, um gleich darauf einige Stengel Maiblumen zwischen seine Finger zu legen.

„Weißt du, Elsbeth“, begann er langsam, „das Landschaftsbild vor uns steht so deutlich vor meinem inneren Auge, als sähe ich's wirklich — der See dort hinten, auf dem die Sonne glitzert mit den tief niederhängenden Weiden, die noch hellgrün sind, dann die dunkle Tannengruppe, von der sich die weißen Birkenhämmchen so wirkungsvoll abheben — und im Vordergrund die Wiese, die dicht besät ist mit gelben und weißen Blumen, und dann endlich der sanft ansteigende Wald, über dem es erst wie ein zartgrüner Schleier liegt.“

Sie drückte seine Hand in tiefer Bewegung. „Ganz, ganz so ist's, Gert — Liebling. Du hast die Schönheit der Gotteswelt so in dich aufgenommen, du hast sie sehen dürfen mit Künstleraugen in all den Jahren. Du bist so voll von ihr — du bist reicher als viele, die stumpf und blind an ihr vorübergehen, trotz sehender Augen.“ — Und als er eine abwehrende Bewegung machte: „Nein, Gert, ich muß mir einmal alles von der Seele reden — siehe, viele sagen: Besser tot als ein Krüppel, aber sie sprechen nicht die Wahrheit. Das Höchste ist doch das Leben — atmen können, Liebe geben und empfangen und — nützen. Ja, wenn man vielleicht das Leben lang Schmerzen zu tragen hätte, dann wäre es anders, denn dafür gibt es wohl eine Grenze, aber wenn dieses Unglück nicht traf, der soll mit Dankbarkeit und frischem Mut das Leben anpachen — trotz alledem. Dir blieb noch so viel, Gert, du mußt es nur begreifen lernen.“

„Ja, daß ich dich habe, Elsbeth, das macht mich reich vor vielen“ — sagte er bewegt. „Aber gerade, daß du, die so dasin geschaffen ist, ein ganzes, volles Glück ihr eigen zu nennen, nur an einen nutzlosen Krüppel“ — sie schloß ihm den Mund mit ihrer Hand.

„Du weißt, Gert, daß ich kein höheres Glück kenne, als dir anzugehören“, sagte sie ernst. „Und nutzlos sollst und wirst du nicht sein, wenn du nur nützen willst.“ — Schon früher oft, wenn ich deine Briefe las und jetzt deine Schilderungen aus dem Krieg, habe ich gedacht, daß du auch ein Künstler mit der Feder seist, ein Dichter, ein Maler auch mit Worten — wenn du nur versuchen wolltest, ich weiß, du würdest auch in diesem Schaffen Befriedigung finden, anderen Freude machen. Ich will deine Sekretärin sein — du dikst mir — wir arbeiten zusammen, hier in der Heimat — denk nur, wie schön das werden kann. Du mußt nur wieder hoffen, wieder an das Leben glauben lernen. Du hast dem Vaterland das höchste Opfer gebracht, das du außer deinem Leben geben konntest — dein Augensicht — es kann nicht sein, daß nun die Zukunft dir nicht lohnte. Mit meiner ganzen heißen, starken Liebe will ich dein Leben licht machen, meine Augen werden für dich sehen.“ — Ach, Gert, habe doch nur den Mut, glücklich zu sein, trotz alledem!“

„Ich will, ich will, Elsbeth“ — mit beiden Armen zog der Blinde die geliebte Frau fest an sich — „um deinetwillen, für dich will ich den Kampf mit dem Leben wieder aufnehmen!“ Ein Schluchzen war in seiner Stimme, während er leise, innig fortfuhr: „Wem die Liebe einer Frau geworden wie du, Elsbeth, der darf, der kann nicht unglücklich sein — an deiner Hand will ich mich zurückfinden ins Leben, zum Glück!“

In namenloser Seligkeit schmiegte Elsbeth ihren Kopf an seine Brust: „Als du an jenem Frühlingstage vor zwei Jahren die Frage an mich richtetest, die ich so lange schon erwartet hatte, da dachte ich, jener Tag sei der glücklichste meines Lebens, jetzt weiß ich, daß er's nicht war, der heutige ist's, Gert, heute hast du mich unaussprechlich glücklich gemacht — und nun komm zum Vater, damit wir ihn teilnehmen lassen an unserem Glück.“

Und Arm in Arm schritten sie durch den lachenden Frühlings- tag der Heimat zu.

Die Kunst im Hause.

Plauderei von Carl Gauchel. (Nachdruck verboten.)

Wir leben heute im Zeitalter der Kunst und des Kunstgewerbes. Wohnungskunst, Innendekoration, Raumkunst sind Schlagworte unserer Kulturpoche. Man hat sich daran gewöhnt, seine alltägliche Umgebung auch auf ihre ästhetische Wirkung anzusehen, einen Grundton künstlerischen Schönheits- sinns in sie hineinzutragen in der Absicht, damit die Reflexion- wirkung eines inneren Gehobenseins, eines warmen, farben- frohen Daseinsempfindens auszulösen.

Und in diesem Bestreben zeigt sich ein nicht zu verkennender Kulturfortschritt, anders kann man diese Anteilnahme breiterer Massen an dem, was schön, was künstlerisch ist, schlechterdings nicht bezeichnen. Das Kunstempfinden des ganzen Volkes zeigt eine aufsteigende Tendenz.

Aber noch intensiver, noch wirksamer kann dieses Volksemp- finden sich gestalten, noch weitere Kreise können gewonnen werden, denn die Möglichkeiten künstlerischen Genießens und eigener künst-

erischer Betätigung sind so zahlreich, so billig geworden, daß kein denkender Mensch sich dieser Einsicht wird verschließen können.

Zuerst was die innere Ausstattung der Wohnräume anbelangt. Eine ganze Anzahl kleiner Handkünste geben uns da Mittel und Wege an die Hand, um über das vom Tapezierer und Dekorateur hergerichtete, vom Möbelschmied ausgestattete Zimmer noch einen gewissen individuellen Hauch zu gießen, jenen Glanz einer künstlerischen, geschmackvollen Persönlichkeit. Ich nenne nur Holzbrand, Tiefbrand, Kerb- und Flachschneidkunst, Laro- und Mosail-Beizkunst; ich nenne ferner jene wunderbaren Künste in der Hand der Frauen, wie Stiderei, Porzellan- und Holzmalerei, Batikarbeiten.

Was uns zuerst ein Spiel erscheint für mühsige Stunden, höchstens geeignet, hier und da einem andern mit einem selbstgearbeiteten Geschenk eine kleine Freude zu machen, es gewinnt Bedeutung, Nutzwert, wenn wir es in Hinsicht auf die künstlerische Ausgestaltung der eigenen Wohnräume verwerten. Und indem wir uns die Mühe geben, selbst die Muster zu entwerfen, durch geeignete Auswahl der Formen und Farben eine künstlerische Harmonie in die Gesamtheit der Arbeiten zu bringen, erschließt sich uns auch das Geheimnis der schönen Linie, der edlen Kontraste; das Auge wird künstlerisch geschult, das Schönheitsempfinden verfeinert und veredelt.

Wie weit die künstlerische Durchbildung in einem Hause gediehen ist, läßt sich unschwer an den Bildern erkennen, die die Wände der Räume zieren. Auch auf diesem Gebiete macht sich ein allgemeiner Aufschwung vorteilhaft bemerkbar. Die in schreienden Farben gehaltenen Holzdrucke, die Bildergalerien der mitunter unglaublich schlechten Familienphotographien und Kreidezeichnungen verschwinden mehr und mehr von den Wänden.

Freilich, gute Gemälde kann sich nicht jeder leisten, aber gute Vervielfältigungen berühmter Meister, etwa Lenbach, Kaufbach, Böcklin, Schwind dürften sich immerhin doch erschwingen lassen. Wenn auch nicht viele, aber gute Bilder muß da die Lösung sein. Kupferstiche, Stahlstiche und Radierungen passen weniger gut in den Rahmen. Die oft wechselnde Beleuchtung in den Räumen ist gerade für die sich in diesen Blättern äußernden intimen Schönheiten oft nur nachteilig.

Aber damit soll nun nicht gesagt sein, daß sie im Hause überhaupt überflüssig sind. Im Gegenteil, eine nach und nach reichhaltiger werdende Sammlung dieser Produkte der Schwarzkunst wird dem Besitzer immer wieder köstliche Stunden reinsten Kunstgenußes bereiten. Die losen Blätter lassen sich in Mappen sehr gut und vor Beschädigung und Verstauben wohlbehütet aufbewahren und bilden, in dem vorspringenden Untersatz des Bücherchranks oder in einer geräumigen hübschen, altkünstlerischen Truhe aufbewahrt, einen reichen Schmuck des Hauses.

Aber auf noch etwas anderes möchte ich hinweisen, was sich zur Mappensammlung eignet und dazu angetan ist, unser Kunstinteresse immer lebendig und unsere Kunstkenntnisse auf dem Laufenden zu halten.

Es ist ja nur verhältnismäßig wenigen Sterblichen vergönnt, auf weiten Reisen durch den Besuch von Museen und Galerien einen Fond künstlerischen Wissens zu sammeln, die ganze Schönheit der Unzahl von Meisterwerken in sich aufzunehmen oder gar die eignen Räume mit solchen unvergänglichen Werken der Malerei oder Plastik zu schmücken.

Aber ist es denn nun unbedingt erforderlich, daß für die weiteren Reise so viel Schönheit verloren geht? Nein, nötig ist das nicht!

Hier kommt die Schöpfung der Ansichtskarte uns entgegenkommend zur Hilfe. Vielleicht klingt das ungeheuerlich und zum mindesten zweifelhaft. Aber es ist doch so.

Wer diesen verhältnismäßig noch jungen Zweig des bildnerischen Gewerbslebens in seiner Entwicklung verfolgt hat, der wird mit zugeben müssen, daß die Kunst wahrheitsgetreuer Vervielfältigung gerade auf diesem Gebiete es zur hohen Blüte gebracht hat.

Neben unzähligen vieltem Schund und Kitsch findet man denn auch sehr viel Schönes. Ich erinnere da nur an die alljährlich erscheinenden, mittels eines photographischen Verfahrens hergestellten Vervielfältigungen der in den berühmtesten Museen zur Ausstellung gelangten Gemälde; an diese fast naturgetreuen Vervielfältigungen der Bilder deutscher, französischer, spanischer, italienischer und polnischer Meister. Ich erinnere ferner an die auf schwarzem Hintergrund sich in ihrem blendenden Weiß sich direkt plastisch abhebenden Bildnisse der Werke der Bildhauerkunst, der Werke eines Rodins, Gding, Trubektons.

Warum soll man diese künstlerischen Ansichtskarten nicht sammeln? Gewiß ist das ein Mißbehelf, aber sicherlich ein gar nicht zu verachtender. Und auf himmelsvoll abgetönte Kartons anmutig nach Meistern oder auch nach den einzelnen Salons angeordnet, bieten diese Kartenblätter einen gar nicht so zu unterschätzenden Fundus in der Mappensammlung des einfachen Hauses.

Jedenfalls das eine Gute wird damit erreicht, die Bekanntschaft mit der zeitgenössischen großen Kunst ist vermittelt, das tiefere Eindringen in das Gebiet bildnerischer Kunst und ihrer Geschichte gefördert worden. Und das bedeutet immerhin einen sehr beachtenswerten Fortschritt.

Eine besondere Aufmerksamkeit im Hause, wo man die Pflege der Kunst als einen Schlüssel zur Daseinsfreude betrachtet, fordert auch der Bücherschrank.

„Wenn Bücher auch nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen sie doch!“ sagt Jean Paul.

Wenn zu irgendeiner Zeit dieses Wort seine volle und ernste Berechtigung gehabt hat, so ist es heute. Wer da weiß, welche Unsumme von Druckwerten Jahr für Jahr auf den Markt gebracht werden, der wird verstehen, welche Wichtigkeit der Auswahl des für den Hausgebrauch erwünschten Bücherchokes zu zuwenden ist. Vom Besten das Beste, ist auch hier die Lösung.

Großes, Gutes, ethische Daseinswerte, Daseinsgedanken sollen in künstlerischer Form in den Werken zum Ausdruck gebracht sein, die man liest und die man den Seinen zu lesen gibt, dann erst erfüllt das Lesen seinen innersten, vollwertigen Zweck. Denn wenn man, auch der Unterhaltung halber zum Buche greift, die verborgene Triebfeder ist unbewußt doch die: zu lernen, Wünschens- und Wissenwertes fürs eigene Leben aus dem Gelesenen zu schöpfen, kurz besser, lebensgereifter zu werden.

Und gerade darum wird man heutzutage, wo das Leben mit seinen Anforderungen immer gebieterischer an den einzelnen herantritt, einer mit Geschmack ausgewählten Hausbücherei nicht entraten können.

So bleibe noch die Musik im Hause.

Das aber ist ein Gebiet, auf das ich mich heute nicht begeben möchte. Zudem liegt hier auch eine Unterscheidung vor, die dieses Feld der Kunst in Gegensatz setzt zu allem vorher Gesagten.

Denn wenn es sich bei jenem darum handelte, das Interesse zum Kunstgenuß im Rahmen der eigenen Häuslichkeit zu wecken oder doch zu vertiefen, bei der Musik würde es sich darum handeln, die ausübende Kunst selbst in das Innere des Haushalts zu verpflanzen, ein Unterfangen, zu dem es mir an Kühnheit fehlt.

Stumpfern verdirbt den guten Geschmack und zur Ausübung echter und edler Kunst gehört außer Talent eine tüchtige Portion Fleiß und treue Hingabe an die Kunst.

Wo diese beiden vorhanden sind, da allerdings leuchtet dem Hause ein ganz besonders glänzender Stern, wo sie aber fehlen, wird man gut tun, sich auf den Besuch von guten Konzerten und Opern zu beschränken.

Nicht jeder kann eben ausführender Künstler sein, aber die Kunst zu lieben, seines Lebens reinsten Genuß, stillstille Freude aus der Kunst zu entnehmen, das dünkt mir gerade in unserer geschäftigen, nicht ruhenden, stets auf das Reale gerichteten Zeit die höchste und vollendetste Lebenskunst.

Fürs Haus

Kleine Reisebeutel.

Handschuh, Bänder, Schleier, Taschentücher und dergleichen Kleinigkeiten werden beim Baden des Koffers meist überallhin verstreut, wo sich eine Lücke für sie findet. Sucht man nachher einen solchen Gegenstand, so muß oft der ganze Koffer durchwühlt werden, ehe er wieder zutage kommt.



Für diese kleinen, leichten Dinge nun sind die zusammenhängenden Beutel bestimmt, die unsere Abbildung zeigt. Man kann sie natürlich je nach Bedarf verringern oder vermehren, doch läßt sich eine größere Anzahl im Koffer schlecht unterbringen. Die Säcken sind 20 cm hoch und 16 cm breit. Man arbeitet sie aus Seide, leichtem Satin oder farbigem Zeinen und verzieren sie alle verschieden durch Aufnähen von Bändern und einigen hier und da eingestickten Punkten aus Seide oder Perlen. Außer dem Separatzug, den man an jedem Beutel anbringt,

setzt man mittels großer Bindlöcher noch ein Seidenband durch sämtliche Beutel, das sie alle miteinander verbindet. Größer, etwa 40 und 50 cm messend, ergeben die Beutel praktische Behälter für allerlei Toilettegegenstände, die man in der Sommerfrische sonst nicht unterzubringen weiß.

Allerlei

Berufseifer. Dame (zum Schutzmann, der sie aufschreiben will, weil sie die Hasenanlage betrat, um sich vor einem Automobil zu retten): „Ja, wenn mich das Auto überannt hätte?“ — Schutzmann (sachlich): „Dann hätte ich den Chauffeur aufgeschrieben.“

Wie alt die Menschen werden können? Nach dem Bibelwort währet unser Leben 70 Jahre, und wenn es hoch kommt 80 Jahre. Zwar gibt es Menschen, die 90 Jahre und darüber alt werden, aber eine solche Altersstufe gilt als Ausnahme. Indes hat man jetzt die Beobachtung gemacht, daß die Lebensdauer der Säugetiere achtmal so lang ist, als die Zeit bis zur Geschlechtsreife. Da die Menschen den Säugetieren ähnlich sind, steht nichts im Wege, die Altersberechnung auch auf sie anzuwenden. Danach können also die Menschen weit über hundert Jahre alt werden. In der Tat gibt es auch Menschen, die ein Jahrhundert leben; aber ihre Zahl ist natürlich gering. Die Statistik gibt jedoch ganz andere Aufschlüsse über die Lebensdauer der Menschen. Sie ordnet die Sterblichkeit nach Berufen und lehrt, daß einzelne Berufsstände nur eine geringe Lebensdauer haben. Das ist auch gar nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß viele Berufe mit großen gesundheitlichen Gefahren verbunden sind. Die kürzeste Lebensdauer haben immer die Leute, welche bei Ausübung ihres Berufes wenig Bewegung haben und frische Luft, sowie eine geregelte Lebensweise entbehren. Die Gesundheitspflege spielt zweifellos beim Altwerden eine große Rolle. Wer seine Gesundheit nicht pflegt, sich nicht Bewegung macht in frischer Luft, seine Muskeln übt usw., der kann nicht alt werden, da bei ihm die Arterienverkalkung schon in frühester Jugend beginnt. — Die Körperkultur verbürgt gleichsam ein hohes Alter, wenn sie mit einer naturgemäßen Lebensweise verbunden ist. Die schlechte natürliche Genuß von Nikotin und Alkohol vollständig aus. Aber die Gesundheitspflege zur Erreichung eines hohen Alters muß schon in frühester Jugend beginnen. Sobald die Kinder kräftig genug sind, müssen sie auch zur Leibesübung angehalten werden. Bewegungsspiele, Banteln, Turnen, das alles ist unerlässlich. Für Erwachsene ist der Sport in allen seinen Phasen dringend nötig. Sagt doch auch Richard Wagner: „Auf Körperkultur verzichten heißt, sich frühzeitig selbst das Grab graben.“

Eine passende Antwort. Franz Heinrich von Montmorency, Herzog von Luxemburg, war ein berühmter französischer General und sehr häßlich; mit ihm, sagte man, endigten die Siege und das Glück Ludwigs XIV. Kein General besaß in so hohem Grade die Zuneigung und das Vertrauen der Soldaten. Sein fortwährendes Glück in dem Kampfe mit König Wilhelm von England machte ihn diesem Fürsten so sehr verhaßt, daß er ihn einst in seinem Unmute einen „Ruckigen“ nannte. — „Was weiß er von meinem Rücken?“ entgegnete der Herzog, „er hat ihn nie gesehen!“

Der Schwäger. In einem Gasthose gehen seit Jahren zwei ältere Junggefallen aus und ein. Sie kommen, begrüßen sich, setzen sich an den für sie reservierten Tisch, trinken ihr Bier, lesen ihre Zeitung, passen ihre Zigarre und starten dann wortlos ins Zimmer. Kein Wort wird gesprochen, manchmal nur klingt es wie ein Seufzer des einen: „Ja, ja!“ — Und wie ein Echo tönt es vom anderen zurück: „Ja, ja!“ — In diesen Schweigern kommt einmal ein Jugendfreund. Er kennt die Eigenheiten der beiden und sagt sich ihnen willenlos. Eine Stunde fast sitzt er wortlos da. Doch als er geht, sagt er: „Ja, ja; ja, ja!“ — Kaum ist er fort, sehen die beiden Alten sich an, und dann sagt der eine: „Du, den können wir hier nicht brauchen, der ist ein Schwäger!“



Von der österreichisch-italienischen Front: Tiroler Landsturmmann im Gebet. Phot. W. H. Müller, Bozen.

Mit dem Pflanzen von Rosenzweigen wartet man nicht zu lange, da der Erfolg des späteren Veredelns viel vom zeitigen Pflanzen abhängt. Durch reichliche Bewässerung im trockenen Frühjahr ist auf eine gute Entwicklung hinzuwirken.

Die Überschätzung der Milch als Nahrungsmittel für Kinder. Allgemein herrscht noch die Meinung, daß die Milch für Kinder das beste Nahrungsmittel sei. Daher wird sie nicht selten über das Säuglingsalter hinaus verabreicht. Das ist aber verkehrt, da die Milch nicht sehr eisenhaltig und der große Eisenreichtum des kindlichen Organismus ungefähr neun Monate nach der Geburt nahezu verbraucht ist. Es ist daher notwendig, ihn durch eisenhaltige Nahrungsmittel zu ergänzen. Unterbleibt das, so sind Störungen in der Entwicklung, sowie Kinderkrankheiten die Folgen.

„Schon seit einigen Jahren sind eine Reihe von Kinderärzten durchaus nicht dafür“, sagt Professor Dentner, „daß die absolute Milchdiät bei der Ernährung gegen Ende des Säuglingsalters zu lange fortgesetzt wird, namentlich ich selbst habe nicht bloß bei den anämischen, sondern bei den nur durch Anämie gegebenen tachetischen Schwächezuständen rachitischer Kinder schon seit zehn Jahren dem Prinzip gehuligt, ja von dem neunten oder zehnten Monat an nicht etwa ausschließlich Milch zu geben, habe auch daselbst gelehrt, ohne einen Grund dafür angeben zu können. Ich kann wohl sagen, daß ich persönlich sehr glücklich gewesen bin, als ich die erste Arbeit des Herrn von Bunge in dieser Beziehung kennen lernte und mit größtem Interesse allen seinen Untersuchungen folgte. Es hat sich mir als einen außerordentlichen Vorteil erwiesen, diesen jungen Kindern sogar frühzeitig Gemüse zu geben. Ich bin in meinem Wirkungskreise in dieser Beziehung manchmal großem Erfahren begegnet, wenn ich den Eltern sagte: Geben Sie dem Kinde — das vielleicht acht Zähne hatte — jeden Tag ein Löffelchen Spinat oder Möhren oder dergleichen. Ich habe das aber auf Grund einer langen und günstigen Erfahrung getan.“ — Allerdings läßt sich der Zeitpunkt des Verbrauches des Eisenvorrats im kindlichen Organismus nicht ganz genau bestimmen. Es gilt jedoch als sicher, daß er im neunten oder zehnten Lebensmonat liegt. Wenn dann das Kind schon einige Zähne hat, muß auch ein wenig Eisennahrung gegeben werden.“

Auflösung.
J O D
O B
D

Eine Spedischwarte sollte immer an der Gartentüre hängen, um die Gartengeräte sofort nach dem Gebrauch damit einsetzen zu können. — Dadurch werden die Gerätschaften gesichert und die Arbeit erleichtert.

Logogriph.

Es ragt mit a stolz in die Höh,
Dem Landmann dient es mit dem o.
Wenn o an dessen Stelle steht,
Ist's ein Gewicht und ein Gerät.
Julius Fald.

Rätsel.

Sucht auf der Karte vom deutschen Land
nen Platz man, und gibt hin die Hand.
So dies und so jenes man so fand,
Das namentlich nicht wird benannt.
Fritz Guggenberger.

Reisenrätsel.

A A A A
B D E E
E E E F F G K L
L L P R
R T T U

Die waag. Querleiste gibt eine stehende Rhein. Stadt. Die vier senkrechten: 1) Raibvogel. 2) Weibl. Vornamen. 3) Schreibmaterial. 4) Inseln: Gr. Ocean. Ernst B. H.

Rätselsprung-Aufgabe.

bas	pro	ta		ta	su	ruf
ae		bu	ten	ten	ie	ren
bies	freunt	blem		ard	dann	bich

Gustav Richter.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Bilderrätsels: Wer auf zwei Köpfen trägt, ist zwischen zwei Stühlen nieder. Des Domanym: Kiefer.

Alle Rechte vorbehalten.

Gemeinnütziges

Osenruß ist eine gute Düngung für Gemüsebeete. Er muß zeitig im Frühjahr aufgestreut werden, damit keine Beschädigung der Pflanzen unter Einwirkung der Sonnenwärme entstehen kann.

Als vorzügliche Tomate zum Treiben hat sich die „Allerfrüheste rote“ erwiesen, die an Billigkeit der vielangebaute „Alice Roosevelt“ überlegen ist und etwa 14 Tage vor dieser reift. Sie bringt schöne, glatte Früchte.

Verantwortliche Herausgeber: Ernst B. H. H. H., gedruckt und herausgegeben von Greiner & B. H. H. in Stuttgart.